

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postumsendung Nr. 4568) vierteljährlich 1,80 Mk., für 2 Monate 1,20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Postgeb.

Geschäftsleitung:  
Dr. Bruno Schoenlant.

Anserte werden die 5gespaltene Beilagen oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinsanzeigen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein. — Aufgegebenen Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 10/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Tauchaer Straße 10/21. Sprechstunde 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telefon: Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

## Bismarcks Sünden.

Leipzig, 5. Februar.

Der Weltmachtoller, der gewisse Kreise in Deutschland ergriffen hat, begnügt sich nicht mehr mit tolen Zukunftspantastien, worin Deutschland als erste Kolonial- und Seemacht England ebenbürtig an der Seite oder gar auf dessen Trümmern steht. Sein Blick richtet sich jetzt prüfend auf die Vergangenheit, und diese erscheint vom Standpunkte des Kolonialstiebers als eine einzige große Unterlassungssünde. In der heutigen Flottenvorlage ist nur anzusehen... daß sie nicht schon vor zehn, fünfzehn, zwanzig Jahren eingebracht worden war...

In den Grenzboten untersucht ein gewisser Hans Wagner, der in Kolonialpolitik macht, die Politik Deutschlands seit dem Bestehen des deutschen Reiches und geht namentlich mit Bismarck für sein mangelhaftes Verständnis des weltpolitischen Berufes Deutschlands streng ins Gericht.

Die ersten paar Jahre nach der Gründung des Reiches schenkt ihm Wagner noch großmütig; da war die Schöpfung doch noch zu jung und frisch und gab noch zu viel mit sich zu thun, als daß man sofort mit Flotte und Kolonien ans Werk ging. Aber schon 1874 begeht Bismarck die erste große Unterlassungssünde: er weist den Sultan von Sanibar mit seinem Ansuchen um deutsche Schutzherrschaft zurück.

Im nächsten Jahre, 1875, lehnt er gleichfalls die Bemühungen des Präsidenten Burgers von Transvaal um den Anschluß an Deutschland ab, ein Jahr später wieder verschließt er sich gegen die Bitte E. von Webers, die Delagoabai von Portugal anzukaufen, ebenso gegen den Wunsch des Bremer Kaufmanns Lüderitz, in der St. Luciabai die deutsche Flagge zu hissen.

„Damals hatte England noch wenig Interesse an Afrika, es wäre ein deutsches Südafrika mit leichter Mühe zu schaffen gewesen. Nun ist das Veräumnis auch bei der größten Staatskunst kaum wieder gut zu machen, die Stellung Deutschlands in Südafrika kann unwiderbringlich verloren sein!“

Natürlich hat sich statt unser das „perfide Albion“ in Südafrika eingenistet, das Sulusland wurde dann 1887 zur britischen Kronkolonie gemacht. „Welchen Wert hätte heute die Luciabai für uns!“

„Michel, fallen die die Schuppen von den Augen, merkst du jetzt, daß man die die besten Suppen vor der Nase wegstibigt?“ Hätte nämlich Bismarck schon 1874 die Delagoabai, sowie die St. Luciabai annektiert und ein deutsches Südafrika gegründet, so hätten wir sicher im Jahre 1898 an den anglo-französischen Händen um die Delagoabai, die

um ein Haar zu einem Krieg geführt hatten, den schönsten Anteil nehmen und gar in einen hübschen Krieg mit England hineingeraten können!

Und wäre uns diese gute Gelegenheit entgangen, so hätte uns wenigstens der Besitz der St. Luciabai sicher den Anteil an dem gegenwärtigen Transvaalkrieg ermöglicht!

So arge Sünden Bismarck nun in der inneren Politik auf seinem staatsmännischen Gewissen hat, er wußte genau, daß eine erste Militärmacht zu Lande und zugleich eine See- und Kolonialmacht ersten Ranges zu sein, die Kräfte eines jeden Staates übersteigt. Und er verstand ferner ebenso gut die unvermeidlichen Gefahren der Weltpolitik, die Deutschland in allerlei internationale Welthandel verwickeln muß.

Die Kolonialpolitik war für ihn nicht, wie für heutige Wasserpatrioten, Selbstzweck, sondern höchstens ein Notbehelf für den Handel. „Die Flagge folgt dem Handel“, war sein Grundsatz, als er endlich, dem Drängen der kapitalistischen Kolonialinteressenten nachgebend, die Bahn der Weltpolitik durch jenes verhängnisvolle Telegramm vom 24. April 1884 betrat, wodurch das Lüderitzsche Südwestafrika in den Schutz des Reiches genommen wurde.

„Unsere Absicht“, erklärte er am 26. Juni 1884 im Reichstage, „ist nicht, Provinzen zu gründen, sondern kaufmännische Unternehmungen — aber in der höchsten Entwicklung auch solche, die sich eine Souveränität, eine schließlich dem deutschen Reiche lehnbar bleibende, unter seiner Protektion stehende kaufmännische Souveränität erwerben — zu schützen in ihrer freien Entwicklung sowohl gegen die Angriffe aus der unmittelbaren Nachbarschaft, als auch gegen Vordrückung und Schädigung von seiten anderer europäischer Mächte.“

In denselben Anschauungen bewegt sich auch die Instruktion vom 19. März 1884 an den Generalkonsul von Tunis: es sollte nur eine kommissarische Vertretung im Kamerungebiet geschaffen werden, nicht etwa eine größere Verwaltung „oder gar eine Garnison“.

Welche unverzeihliche Kurzsichtigkeit vom Standpunkte der heutigen Flottenpatrioten, für den umgekehrt „der Handel der Flagge folgt“ — oder auch nicht folgt, wie's eben trifft, da doch „die Flagge“ der Zweck und der Handel bloß Mittel: nämlich ein Statist in offiziellen „Begründungen“ der Flottenvorlagen ist!

„Gesteinigt würde heute der deutsche Staatsmann werden“, schreibt Herr Hans Wagner, „der solchen Grundsätzen folgen wollte.“

Bismarck war überhaupt, schließt der heutige Weltmachtenthusiast, kein Mann der schöpferischen Politik, er konnte nur Ideen erfassen, die von langer Hand vorbereitet waren. Er versagte aber, wenn es sich darum handelte, neue, mit einer gewissen Plöblichkeit auftauchende Ideen schnell zur Verwirklichung zu bringen. Das war bei der Kolonialpolitik der Fall.“

Wie kam aber und woher die mit „einer gewissen Plöblichkeit“ aufgetauchte Idee der Weltpolitik? Wilhelm II. war der Prinz, der die verzauberte Schönheit, die deutsche Kolonialpolitik, aus ihrem Schlafe wachgeküßt hat.

Der feurige Geist Kaiser Wilhelms II. rief ihn ganz von selbst auf die Turmwacht Deutschlands, und bald gingen nach allen Richtungen die kaiserlichen Wehrkräfte: in der Agrarpolitik, in der Sozialpolitik, in der Kunst und zuletzt und am begeistertsten und andauerndsten in der Kolonialpolitik.

Für diese „begeistertsten und andauerndsten Wehrkräfte“ in der Weltpolitik giebt Wagner diese Erklärung:

In den ersten Jahren seiner Regierung galt das Interesse Kaiser Wilhelms II. fast ausschließlich der innern Politik. Er wollte die soziale Frage lösen. Aber die soziale Entwicklung eines Volkes zählt nicht nach Tagen, sondern nach Menschenaltern. Feurige Charaktere erleben in der innern Politik sehr bald Enttäuschungen. Es ging den vorwärtsdringenden Monarchen nicht anders. Seine Kundgebungen zur innern Politik wurden im Laufe der Zeit immer seltener. Der Kaiser wandte sich einem dankbareren Felde zu, er stellte seine begeisterte Initiative in den Dienst der auswärtigen Politik. In dem abwechslungsreichen Gebiete der Weltpolitik ist Raum für kraftvolle, schnellentflossene Persönlichkeit. Die Depeschen fliegen schnell und wirken schnell.

Allerdings muß diesmal der alte Bismarck von uns in Schutz genommen werden. So brutal er auch mit dem Interesse der Volksmasse um des Vorteils einer Handvoll Stielbier und Schlotjunker willen schaltete und waltete, das kann man dem rücksichtslosen Gewaltpolitiker nicht nachsagen, daß er Diplomatie zwischen Schönen Künsten und Sozialpolitik als Anregungsmittel betrieb... Und wenn er auch, vielleicht wie keiner, die „Wirkung“ und die „Schnelligkeit“ von Depeschen (Ems!) zu gebrauchen wußte, so hat er doch nicht deshalb zu dem amüsanten weltpolitischen Telegraphengeklapper gegriffen, weil die innere Politik eine gar so langweilige Dame und weil die soziale Frage sich nicht in einigen Tagen lösen läßt...“

Mit einem Wort: für Bismarck war die Politik, wie in letzter Linie für alle bürgerliche Staatsmannskunst: das Mittel, die große Masse um der kleinen Minderheit willen zu prellen und zu knechten. Sie war für ihn niemals Sport.

Wenn bloß das schöne und „abwechslungsreiche“ Gebiet der weltpolitischen Telegraphie nicht eben neue 5 Milliarden kosten würde!...

## Seuiletou.

Wachdruck verboten.

### Kraft.

Von Fritz Mauthner.

Als der Rechtsanwalt die Treppen zu seiner Wohnung hinaufstieg, war es wieder vorbei mit dem Raufsch. Van Tenius trat langsam ein und überfah mit einem kalten Blick die Bücher und Notizen auf seinem Schreibtisch, und er sah vor sich einen unübersteigbaren Berg von Zammer, aus dem er jetzt mit Hilfe des goldenen Werkzeugs ein paar Steinchen losbröckeln konnte.

Witzmutig schob er seine Hefte und die Fachzeitschriften beiseite. Er hatte heute genug gearbeitet. Er hatte einen Sack voll Geld geschafft. Sein ganzes Leben trug den Arbeitern vielleicht nicht noch einmal ein so großes Almosen ein. Heute durfte er ruhen.

Und er langte vom Schreibtisch herunter einen Band von Schopenhauers kleinen Schriften. Er kannte die Aufsätze, in denen die Menschenverachtung am lautesten sprach und am schrillsten lachte. Nach gethener Arbeit durfte er sich das gönnen, sich wollüstig hineinzuwählen in diese erlösenden Träume eines Menschenlebens.

Und während van Tenius sonst ferngrade wie in einer Amtsstube bei seiner Arbeit am Schreibtisch saß, stellte er jetzt die Lampe auf das Sofa und legte sich zu seiner philosophischen Lektüre gemächlich hin, wie ein verlangendes Weib mit dem neuesten Roman sich faulenzend ausstreckt. Aber er ließ das Buch zuerst wieder sinken. Er mußte an Twardki denken.

Der verdammte Pole war's, der hatte ihn jowett gebracht, daß er sein Mördergewissen mit philosophischen Phantastien betäubte. Wie eine heilige Pflicht hatte der Rechtsanwalt die Aufgabe übernommen, dem unschuldig Angeklagten Genugthuung zu schaffen und ihm einstweilen sein hartes Schicksal zu erleichtern.

Twardki aber war schlecht geeignet, in seinem Verteidiger Gefühle des Mitleids zu nähren oder gar das entlaufene Gewissen herbeizurufen. Twardki fühlte sich von Tag zu Tag und von Woche zu Woche wohler in der Untersuchungshaft. Förmlich dick wurde der Kerl. Von Zeit zu Zeit machte er sich das Vergnügen, sich von seinem gnädigen Herrn Advokaten die Versicherung geben zu lassen, er würde nicht verurteilt werden. Dann erbettelte oder erbat er sich eine kleine Zulage. Nicht zum Zweck der Selbstbefriedigung. Das fiel ihm gar nicht ein. So gute Mahlzeiten hatte er lange nicht gehalten. Nur zu kleinen Extrazugaben. Hoho! Seine Frau kriegte eine Menge Geld, ihm ging's gut: das war doch eine gnädige Fügung der Vorsehung gewesen, daß gerade er die goldene Uhr gefunden hatte. Und jetzt erst recht nicht, jetzt nannte er seine Freundin aus Friedenau erst recht nicht. Gerade nicht. Solange man die nicht hatte, solange nahm die Haft kein Ende. Und das hieß doch Gottes Vorsehung tranken, und die liebe Gottesgabe fortwerfen, wenn man freiwillig die Geschichte beschleunigte. Twardki war mit seinem Advokaten überaus zufrieden.

Van Tenius aber fand in dem unschuldig Angeklagten nicht einen Schimmer von Stolz, von Rechtsbewußtsein, von Empörung gegen ein Unrecht, von Gefühl der Schande über seine Haft, nichts, gar nichts, als täglich das tierische Gefühl der Sättigung, wenn er den Trog geleert hatte. Und van Tenius ertappte sich schon seit Wochen auf dem fremden Gedanken: Wäre es denn der Rede wert, so ein Geschöpf

lebenstänglich beim Trog vegetieren zu lassen, ihn unschuldig verurteilen zu lassen statt seiner selbst? Ueber gewöhnliche Struipel war er ja einmal hinaus. Um eines gestörten Händedrucks willen oder um so etwas Ähnliches, hatte er das giftige Insekt zertreten müssen, den Zerp. Wachte es denn gar so viel aus, wenn er nun auch noch, seiner Bequemlichkeit wegen, das zahme Insekt zertrat, den Polen?

Van Tenius wußte, daß das nur so Gedankenpielereien waren, nicht sein ernsthafter Wille. Aber seit Wochen suchte er in seinen einsamen Stunden die Gesellschaft der großen Menschenverächter, der Ausnahmismenschen, der Lebermenschen, der Felder, deren Wille stark genug war, Menschen zu verbranchen, wie ein Wiederkäufer Pflanzen verbraucht oder eine Maschine Kohlen. Es war zum Lachen, daß der Arbeiteranwalt neben seinen volksfreundlichen Studien nun gar nichts anderes mehr las als die Schriften solcher volksfeindlicher Aristokraten. Es war zum Lachen, welche Verachtung gegen die zweibeinige Kreatur alle diese Männer hegten, mit denen er sich jetzt beschäftigte. Wäcker, in die er einmal mit zorniger Neugier hineingeblickt hatte, die von seinen sozialen Lieblingschriftstellern bekämpft wurden, suchte er jetzt und studierte er mit Behagen. Ob sie alle einen Werd auf dem Gewissen gehabt hatten, wie er? Natürlich, wer hatte nicht irgend einen kleinen Totschlag auf dem Gewissen! Wer hatte nicht einmal ein Geschöpf verdursten lassen, um ein gutes Glas Wein zu trinken? Mordskerkel waren sie jedenfalls, seine neuen Freunde, die großen Lehrer der Gewissenlosigkeit, die ethischen Opiumraucher. Und Mörder, große Mörder waren gewiß unter ihnen, und ganz andere, als er einer war. Nicht so elende Dilletanten wie er.

So einer war gleich der große Napoleon, in dessen Befehl er sich vertieft hatte. Das war ein hungriger Mann gewesen. Da hatte er eben mit Recht Europa verpeist